

Strádecký, dem ausgezeichneten Poetianer, schriftlich bekanntgeben sollte. Als der Gevatter gegangen war, sprach die ganz bestürzte Frau kein Wort. Aber sie fuhr zusammen; als

es war für ihn kein leichter Weg gewesen — fragte er die Mutter, ob er auch dem alten Zalmann Lebewohl sagen dürfe.

Die Mutter überlegte einen Augenblick lang,

Die auf Komodo vorkommenden Büffel stammen von verwilderten zahmen ab, und daher unterscheiden sie sich in mancher Hinsicht von denen, deren Vorfahren niemals

Zur Stilkritik der „Letzten Tage der Menschheit“

Von Otokar Fischer

Um das Zeitgemäße dieses anscheinend bloß akademischen Themas zu erweisen, sei einleitend gesagt: Bei uns ist Karl Kraus als Denker und Stilist gerade jetzt aktuell. Nicht nur, daß seine „roten Hefte“ hie und da Nachfolge finden, man erwägt auch die Möglichkeit einer Auswahl aus seinen Schriften, ja ein namhafter Prager Verlag trägt sich mit dem Gedanken, „Die letzten Tage der Menschheit“ tschechisch herauszubringen: Ein Projekt, das auf der Hand zu liegen scheint; denn da so manches deutsche „Nachkriegs-Kriegsbuch“ übersetzt vorliegt und Anklang findet, dürfte es an der Zeit sein, auch an die furcht- und kompromißloseste, unmittelbar aus den Kriegsjahren hervorgegangene Kritik des europäischen Massenmords heranzutreten. Fraglich bleibt nur, ob es sich nicht um ein im eigentlichen Sinn „unübertragbares“ Werk handelt.

Restlos übertragbar ist ja kein einziges Produkt echten Denkens und Dichtens. Statt bloßer Kopistenarbeit wird es sich daher bei jeder Dolmetschung zugleich um Interpretierung, um Neu- und Umschaffung handeln müssen — ein Grundsatz, der Autoren vom Schlag eines Nietzsche oder eines Karl Kraus gegenüber doppelt zu betonen ist, da bei ihnen sowohl Polemisches als auch Positives untrennbar zusammenhängt mit ihrer in der Muttersprache bekundeten Virtuosität, mit ihrer Treffsicherheit und Jon-

gleurkunst des deutschen Worts. Es braucht wohl nicht erst begründet zu werden, daß und warum Bonmots oder Stabreime in einem fremden Milieu unnachahmbar und daher ihrem Geiste nach zu ersetzen sind. Man denke an die krassen Anklagen, die Kraus durch bloße Zusammenkoppelung ähnlich klingender Worte wie „mit Gott und Gas“, „Krieg und Krupp“, „Händler und Held“ formuliert, man halte sich an die Schieberetymologie des „Kriegs“ von „kriegen“ oder an unwillkürliche Calembourgs wie „chlorreicher Krieg“, an den Doppelsinn von „pflegen“ (solere und curare), von „Vorstellung“ (psychologisch und militärisch), von „einnehmen“ (eine Stadt oder ein Gericht), von „angreifen“ (den Feind oder die Freundin), man sehe sich typische Fälle verräterischen „Versprechens“ an („Selbstsucht“ statt „Selbstzucht“) usw. — hier und an Dutzenden anderer Stellen wird der Uebersetzer vor schier unüberwindbaren Hindernissen stehen, die eben bloß dann zu beseitigen sind, wenn er die Befugnis und die Fähigkeit besitzt, aus dem Geist seiner eignen Muttersprache heraus Einzelheiten zu modifizieren, um dem Ganzen gegenüber um so größere Treue bewahren zu können. Damit, daß eine derartige Methode mit der Gefahr häufiger Abschwächung verbunden sein wird, muß man sich schon zufrieden geben, wie auch damit zu rechnen ist, daß in jeder Uebersetzung jene Nuancen verlorengehen, die in der Vorlage mit der Variierung eines längst ins Volksbewußtsein übergegangenen Goethe- oder Schillerworts operieren.

Leider kommt man jedoch im Fall der „Letzten Tage“ mit der Feststellung derartiger Selbstverständlichkeiten bei weitem nicht aus. Das Geniale des Werkes liegt in des Verfassers akustischer Veranlagung, mittels deren die feinsten Schattierungen einzelner Dialekte und Argots wiedergegeben werden. Und hiemit rühren wir bereits an eine Grenze jeglicher Uebersetzerkunst. Eine Anschauung, eine Versart, alles Schrift- und Kunstgemäße oder Klassische läßt sich wiedergeben — vergebens jedoch wird man versuchen, die Mundart von Ottakring durch diejenige von Vrsovice zu ersetzen. Und nicht Wien macht es allein. Eine der schärfsten Attacken des Buchs, die auf mehrere Szenen verteilt ist, läuft auf das kaustische argumentum ad hominem hinaus, daß diejenigen, die „Schulter an Schulter“ standen, ihre gegenseitigen Idiome nicht verstanden haben. So wie (gleich im ersten Aufzuge) der preußische Wachtmeister Wagenknecht wohl den Ausdruck „Oberbombenwerfer“ kennt, dem der österreichische Feldwebel Sedlatschek bloß die Bezeichnung „Ober“ (Oberkellner oder Oberleutnant) entgegensustellen weiß, so hält sich (in der auch für unsere Zwecke aufschlußreichsten Schlußszene) der preußische Oberst über die wienerischen „Gspaßlaberln“ auf, so geht das Mißverständnis zwischen Wien und Berlin durch das ganze Buch. Wie soll nun in einer nicht-deutschen Textgestaltung dies nurdeutsche Ereignis kenntlich gemacht werden? Wie übersetzt man, um zwei Beispiele anzuführen, jenes „Ahwoswoswaßiwossöwulln?“, das den Ohren

Und niemand fühlt,
Wer hier genas.

„Der Vorstand hat mich beauftragt, mit
Ihnen zu verhandeln.“

„Es gibt nur ein Mittel: Gewalt!“

ab.

eines reichsdeutschen Schiebers „englisch“ klingt; oder wie stellt man es an, den Größer zwar nicht deutsch und doch echt kaiserreu und walzermäßig grüßen zu lassen „Djehreguntagzwintschnkatiandschamsta dienermenehochachtungkomplimentandersmalwieder“? Nicht als ob es nicht auch sonstwo Liebedienerelgäbe und Strebertum, Unaufrichtigkeit und Maulheldentum, aber in den „Letzten Tagen“ sind derartige Eigenschaften mit Beibehaltung persönlichsten Tonfalls und nationalster Eigentümlichkeiten fixiert. Wie ist nun, wenn die Gefühlsvoraussetzungen des Deutschen wegfallen, die teutonisch biederbe Sprechart eines Hans Müller von dem alttestamentarischen Redeanflug der Abonnetten und „Tachinierer“, das schneidige Schnarren eines Hohenzollernfürsten von den devoten Frechheiten eines telephonierenden Hofrats, der patriotische Bierschwefel beim Comment von der Ideenflucht eines „Schwarzgeißer“ sprachlich zu differenzieren, wie sollen und können Verballhornungen in der Art von „warumperl“, „ehschowissen“, „kennimus“, „verstandewu?“, „vorbeigelungen“, auf die hier ja so viel ankommt, imitiert werden?

Auch in diesem Zusammenhang gilt das Paradox: Das scheinbar Leichteste ist das Schwierigste. Am leichtesten, so würde man obenhin urteilen, können im Slavischen diejenigen Brocken aufgefangen werden, die bereits in der Vorlage slavisch durchsetzt sind. Aber weit gefehlt! Als Beleg diene jene Eingangsparte, die in allen fünf Akten mit geradezu

mythischer Gleichförmigkeit wiederkehrt und deren Hauptton auf drei tschechischen Namen österreichischer Offiziere liegt: „Grüß dich Nowotny, grüß dich Pokorny, grüß dich Powolny, also du, du bist ja politisch gebildet, also was sagst?... Ganz meine Ansicht — gestern hab' ich mulattiert —! hab's das Bild vom Schönplug gesehn, Klassikaner!... No bist a Feschak...“ So gut wie alle Wendungen sind hier derart an ihr Erdreich gebunden — bis zu den Partikeln und Endungen hin, „also“, „vom“ „Klassikaner“, „Feschak“ —, daß sie als „unübertragbar“ bezeichnet werden können. Wohl gemerkt: der Ton liegt bei den tschechischen Namen auf der zweiten, nicht, wie im Tschechischen, auf der ersten Silbe, und dieser kleine Unterschied deutet die himmelweite Divergenz zwischen der vorliegenden Fassung und einer noch so sinngetreuen Uebersetzung an: Im Original handelt es sich um das in großartig vereinfachender Verzerrung festgehaltene „österreichische Antlitz“ — eine Uebersetzung würde eine beinahe harmlose Konversation wiedergeben.

Und nun das Wichtigste. Karl Kraus unterscheidet sich so gut wie von allen übrigen „Kriegsberichterstatern“ dadurch, daß er die Phrasen, von denen das Geschehen begleitet war und die zu den Jahren 1914—1918 geführt hatten, in ihrer Authentizität festhält, festnagelt, um ihren echtsten Wortlaut zu geißeln und zu entlarven. Ein wesentliches Merkmal seines Dramas ist, daß es sich auf den konkretesten „Gegebenheiten“ der Diplomaten- und

Zeitungssprache aufbaut. Das zugrundeliegende Material, aus dem ethische und künstlerische Ergebnisse gezogen werden, ist historisch belegt, ist einmalig da und ist, was Wortkomposita und Gefühlsbetonung anlangt, eigentlich schon an sich unübersetzbar. Karl Kraus hat ja nicht einen abstrakten Traktat gegen irgend einen Krieg geschrieben, sondern jenen Krieg porträtiert, den die Zentralmächte geführt haben und den er aus der Eigenrichtung der deutschen „Mentalität“ und — aus der Verderbtheit der deutschen Sprache erklärt. Gesellschaftskritik und Sprachkritik gehen bei ihm Hand in Hand, aus einer Reihe prinzipieller Aussprüche des „Nörglers“ läßt sich deduzieren, wie unzertrennlich für ihn die Begriffe „deutscher Krieg“ und „deutsche Sprache“ sind. „Sind Sie denn in der Lage, einen faßbaren Zusammenhang zwischen der Sprache und dem Krieg herzustellen?“ — dieser Einwand, der ihm vom „Optimisten“ entgegengehalten wird, soll durch die stilistische Zergliederung der Schlachtenbulletins, durch den an Mitgliedern des Kriegspressequartiers gewetzten Hohn, durch das Leitmotiv „es handelt sich in diesem Kriege...“, aber auch durch das participium passivi „eintrückend gemacht“ entkräftet werden. „Diese Sprache“, nämlich die „schwarz auf rot“ gedruckte Sprache der Zeitungen, „in der der altjüdische Sinn der neudeutschen Handlung sich rabiat zur Geltung bringt“, „überwältigt das Leben“. Da jedoch die Menschen „ihre Sprache durch ihr Sprechen beschmutzen“, kann es sich nur um das eine Ziel handeln, „die deutsche

Sprache wieder zu einer gottgefälligen zu machen“.

Auch andere Sprachen haben ihre Redensarten. Auch nichtdeutsche Phrasen sind sicher dazu angetan, die Atmosphäre von Kriegsstimmung und Kriegsnotwendigkeit herbeizuzaubern. Aber der Verfasser begnügt sich damit, die Sprachwurzeln des Kriegs im Deutschen aufzudecken. Nur so sind seine bittersten Sarkasmen über „ein Scherflein beitragen“, über „Hölle“ u. „Helle“, über das Volk der „Richter und Henker“ zu verstehen und zu werten, nur so seine Unterscheidungen zwischen „Jemiet“ und „Gemütlichkeit“, seine antisemitisch-antikapitalistisch gerichteten Protestrufe gegen die Vermengung deutscher und jüdischer Ausdrücke: Lauter Argumente gegen die Ersprießlichkeit einer Verpflanzung dieses tiefsten Werkes auf fremden Boden. (Man halte sich vor, welche entgegengesetzte Assoziationen bei einem Leser der „Neuen Freien Presse“ und bei jedem Durchschnittsdeutschen durch den Ausdruck „Loslösung vom Feinde“ — „odpoutání“ — ausgelöst zu werden pflegten!) So ergibt sich als Resultat unserer Ausführungen, vom Standpunkt jedoch einer höheren künstlerischen Kritik aus könnte die Uebersetzung zum Original sich nicht anders verhalten als ein Referat zu einer Tat, als eine prosaische Inhaltsangabe zu einer Dichtung.